

Erik [Fortsetzung]

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575273>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lung“ gegeben*). Wenn nun diese Einfühlung unsern Lebensbedingungen günstig ist, wenn wir unser Ich vertieft, kraftvoll erweitert, harmonisch belebt im Nicht-Ich wiederfinden, dann erscheint uns das Objekt als beglückend, erhebend — wir nennen es schön. Im umgekehrten Falle, wenn die Einfühlung uns peinlich ist, weil unsern Lebensbedingungen feindlich, dann ist das Objekt für uns häßlich. Da aber eben in der Steigerung des Selbstbewußtseins, des Persönlichkeitswertes die ästhetische Lust begründet ist, so ist die rein ästhetische Wirkung immer ohne weiteres eine ethische. Und wenn nun das Wesen des Schönen in unserer Menschennatur begründet liegt, abhängig ist von unsern Lebensbedingungen, unserer leiblichen und physischen Beschaffenheit, so muß auch das Schöne für das Menschengeschlecht im gleichen Maße einheitlich und allgemein sein, wie unser Menschenleib und unsere Menschenseele einheitlich und allgemein sind, und es muß für uns einen Grundbegriff des Schönen geben, wie es einen Grundbegriff der Menschlichkeit geben muß; wenn aber dies nicht wäre, könnte weder von einer Wissenschaft der Medizin noch der Psychologie die Rede sein.

Das selbe lehrt überhaupt die Geschichte der Kunst, und für das objektiv Schöne spricht die Erfahrung eines jeden, der imstande ist, wahres ästhetisches Bedürfnis von Modesucht, Sensationsfreude und Originalitätswut zu unterscheiden.

Es muß ein wunderbarer Mensch gewesen sein, dem es zum ersten Mal einfiel, eine Kirche dreischiffig zu bauen und sie über unserm Kopfe frei zu wölben. Er tat dadurch nichts anderes, als daß er, wie dies die Kunst von jeher getan, sein Werk nach menschlichem Empfinden, nach dem eigenen menschlichen Bilde schuf. Gerade deshalb aber wirkt das dreieggliederte Kircheninnere mit dem breiten, hohen, überwölbten Mittelschiff und den kleinen Nebenschiffen so ungeheuer stark auf uns, weil wir es als eine großartige Erweiterung unser selbst empfinden. Deshalb fühlen wir nirgends wie in der Kirche unsere Individualität so voll und rund, unser Wesen so weit und stark und zu allseitigem großem Können bestimmt. Nirgends haben wir ein stärkeres Empfinden für die dritte Dimension als zwischen diesen langen, aufstrebenden Säulenreihen mit ihrem lebensvollen Vorwärts, und heller und heiliger wird uns nirgends zumute als unter der Kuppel, in deren herrlichem Bogenschwung wir aufschweben und sozulagen mit dem Haupt im Himmel weiland dieser Erde niederziehende Gewalt nicht mehr verspüren.

*) Vgl. Th. Lipps „Ästhetische Einfühlung“ (Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, 22. Bd., Leipzig 1900).



Inneres der Basilika S. Miniato al Monte bei Florenz.

So bannten die Alten das religiöse Gefühl in die Steine oder — besser gesagt — in die Form, in die sie diese Steine zwangen, und jeder, der sich dieser Macht hingibt, sich selbst in den gewaltigen Formen auslebend, der wird darin die reinste Kraft und das vollste Leben finden.

(Fortsetzung folgt).

✠ Erik ✠

Ein Bruchstück von Johanna Siebel, Zürich.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung).

Eines Tages — Erik zählte noch keine zwei Monde — sagte die Mutter unter scheuem Stocken und tiefem Erglühen zu ihm, als preßte ihr die heiße Scham die schönsten Worte im Munde zusammen: „Nun muß ich dich doch lassen, Knabe; sieh, er will's, er läßt mir nicht Ruh mit seinem Bitten und Drohen. Ich soll zurückkehren zu den Meinen, damit die mondenlange Abwesenheit keinen Verdacht erwecke, und Mutter sei krank aus Sorge um mich; es sei jetzt weniger als je die Zeit, ihr zu sagen, daß du da; sie würde dran sterben, schreibt er, sterben an der Schande der Tochter! Hörst du das wohl, Erik, verstehst du das wohl? Hören, jawohl, kleiner Junge, aber verstehen, das abgrundtiefe Leid, doch wohl nicht! Aber es kann einem die Seele zerreißen, wenn man seine Mutter lieb hat . . . Man weiß dann nicht mehr, wo die Pflicht und wo das Recht liegt . . . Doch, doch, ich weiß, bei dir, bei dir! Sieh mich nicht so an, Erik, schließ lieber deine lichten Augen!

. . . Aber er will's so, Knabe, er, dein Vater, und ich muß tun, was er will; da hilft kein Wehren, und alles Wissen von Recht und Unrecht hilft auch nicht. Das ist wie ein schwerer, unheiliger Bann, der nimmt den eigenen Willen; da wird man schwach, wenn man sich auch vorher hochmütig seiner Stärke rühmte, und alles Schämen vor der entsetzlichen Schwäche hilft auch nicht. Glaub' mir, Erik; sonst blieb' ich doch bei dir. Er schlägt mich, und ich küß ihm die Hand; so ist es. Und selbst meine Mutterliebe vermag nicht, mich aus dem bösen, schreckvollen Zauber zu lösen.“

Und in eintönigem Hasten, das fieberheiße Gesicht auf den Kissen der Wiege ruhend, die flackernden übermüden Augen starr auf das Kind gerichtet, fuhr Beate fort: „Er hat gewollt, daß ich mich verstelle, als du dem Leben entgegenkeimtest, er hat noch was anderes Schrecklicheres gewollt! Das erste hab' ich gelernt; du weißt, was mich die lächelnde Kunst gefotiet. Das



Kleine Scheidegg mit der Jungfrau (Phot. Anton Krenn, Zürich).

andere, da hab' ich aufgeschrien: „Nein, nein!“ Mein Entsetzen hat ihn stumm gemacht. Es ist doch nur die große, betörende Liebe gewesen, Erik, die dich ins Leben gerufen, da muß man auch die Folgen tragen . . . Er hat gewollt, daß die Verstellung mit lauter Lüge sich paarte: ich hab' auch das gelernt, alles um ihn, um deinen Vater, der ein so feiner vornehmer Mann ist und eine feine vornehme Frau und andere Kinder hat. . . . Meine Mutter, Erik . . . Ich weiß nicht, ich meine, eine Mutter müsse ihr einzig Kind doch in allen Lagen verstehen, auch in der Schande, und müsse zu ihm halten, wenn alle Welt es verläßt! Er aber sagt: „Nein, sie würde dich von der Schwelle jagen, du würdest sie ins Grab bringen!“ Er spricht von moralischen Verbrechen . . . Mein Kopf ist wirr, Erik; aber er, dein Vater, wird's wohl wissen, er ist so klug, so scharfsinnig; er kennt das Leben, oh, so genau kennt er es! . . . Und er kennt seine Stärke und der andern Schwäche. Nun will er das Größte und Schwerste, nun will er, daß ich dich lasse! Und weil ich so vieles um ihn gelernt, werd' ich auch das lernen müssen, hart und furchtbar, wie's mich auch ankommt. . . .“

Dichter neigte sie sich über ihn, und ihre müde einförmige Stimme wurde wilder: „Kleiner Erik, was soll ich dann machen, wenn ich andere Mütter mit ihren Kindern sehe, von denen so schön und liebenswert wie du doch keines, und wenn sie ihre kleinen Kinder Herzen und sie den süßesten der Namen, den Mutternamen sprechen lehren, was soll ich dann machen, Erik, wenn ich solche Mütter sehe und höre? Soll ich hinstürzen und sie hinwegzerren und schreien: „Warum euch den Reichtum und mir die lechzende Armut?“ Oder soll ich hintreten und leise fliehen: „Laßt ab, ihr zerreißt mir das Herz; da ist ein kleiner herzliebender Knabe, dem das alles mangelt, Mutterfuß und Vaterwort; habt Erbarmen, laßt ab!“ Oder soll ich mich wie eine Verbrecherin hinwegschleichen von dem, was zu sehen meine Seele doch dürstet, was selber zu tun, mein Herz so wild schreit. Verächtlich und schwach, daß ich so feig ihm gehorche!“

Der kleine Junge schaute mit erschrockenen Augen in das schmerzzerwühlte Antlitz der Frau; er verzog das holde Mündchen und weinte.

Seit diesem Tage hatte ihm die Mutter die süße Mutternahrung entzogen. Da mochte er lange mit den begehrliehen Fäustchen sehnsüchtig an ihrer Taftle nesteln; die Mutter sagte nur leise mit dunkler Stimme: „Es geht nicht, Erik, ich darf nicht; so laß doch dies Suchen!“

Da schien es der alten Hanna doch gar, der Knabe habe Erbarmen mit der zitternden Stimme, aus der die Herzensnot klang.

Und wieder nach einigen Tagen, da war die Mutter fort. Die alte Hanna hat all die stumme Qual, all die bittere, gellaufschreiende Verzweiflung des Scheidens mitdurchlebt, die gurgelnden Töne der Seelennot: „Du, ich kann ja nicht, du, ich will, ich . . . will nicht! Kind, . . . mein Kind!“ — Fast bewußtlos hat der Arzt die Tieferschöpfe in den Wagen geleitet und ist mit ihr davongefahren.

Wenige Tage später hat Hanna mit dem Kleinen die weite Reise angetreten. An Bequemlichkeiten hat's ihnen nicht gemangelt; Beate ist ja reich. Aber es ist ein traurig, ein kummervolles Dahinrollen durch die fremden Länder gewesen.

Am dritten Tage langten sie bei der Amtmannsfamilie in der süddeutschen Stadt an.

Hier sollten sie bleiben; hier sollte Hanna den Knaben hegen und pflegen und liebhaben und ihn die ferne Mutter nicht vergessen lassen.

Also hatte die bleiche, gemarterte Frau in der heißen Scheidestunde bestimmt.

Erik weinte viel in der ersten Zeit und hatte hungrige Augen und ein hungriges schmerzliches Mündchen. Er litt augenscheinlich trotz aller peinlichen Wartung und Pflege, und er fror in der kältern Luft, und das trostlose Wimmern des Tages wurde nicht stumm bei Nacht.

Die alte Hanna verstand das klagende Weinen und trug den Knaben leise junsend durchs Zimmer und tröstete ihn bei Tag und bei Nacht und umschmeichelte ihn mit Worten, an die sie selbst nicht glaubte: „Ja, ja, Erik, sei du nur ganz still! Wohl, wohl, mein Bubi, sie kommt dann schon; sei du nur fein ruhig; sie läßt ihren kleinen Jungen nicht lang mehr allein. Und dann lacht mein Bubi wieder, und dann jauchzt und fräht er.“

Die Amtmannsleute aber fanden, daß es ein außerordentlich zartes Kind sei, mit Augen so tief und traurig, wie sie sie noch nie bei einem so kleinen Kinde gesehen, und als das Klagen, der stille Vorwurf aus dem holden Gesichtchen nicht weichen wollten und als der Knabe trotz aller liebevollen Wartung so überaus zart blieb, da meinten sie zuletzt: „Am besten wär's freilich, er stürbe!“

Und mit ihnen meinten das nach und nach laut und leise alle, die im Hause aus- und eingingen, das schöne bleiche Kind sahen und es wegen seines ungeleglichen Ursprungs und seines vater- und mutterverlassenen Daseins von Herzen bemitleideten.

Zuerst, als der frühreife Knabe über den so oft wiederholten Satz: „Am besten wär's freilich, er stürbe!“ nachzudenken begann, da wußte er nicht so recht, was er mit den geheimnisvollen Worten anfangen sollte, die ihm in ihrer Unverständlichkeit bange machten. Was konnte es nur sein, das „stürbe“? Endlich frug er Hanna nach der Bedeutung. Die alte treue Frau liebte ihn die zarten Wänglein und sagte leise: „Wenn man stirbt, so fühlt man kein Leid mehr, Erik!“ „Und ‚stürbe‘ ist dasselbe, Hanna?“ „Ja, Lieber.“ „Dann wär' es freilich das Beste!“ hat Erik ernsthaft genickt.

Seither ist dem kleinen schlanken Jungen nicht mehr beklommen geworden, wenn die großen Leute den Satz gesagt: dann wünschten sie ihm ja Frieden und das Ende der nagenden Sehnsucht — — —

Warum sie aber so garnicht kam?

Er konnte stundenlang am Gartentor stehen und die weiße staubige Straße entlang schauen. „Wie eine Königin sieht sie aus!“ hatte Hanna gesagt; er wartete kindersohnsüchtig auf das Kommen der Königin.

„Was hat sie denn für Kleider, Hanna, daß ich sie kenne?“

„Schwarz und lang, Erik.“

„Und was hat sie denn für Haare?“

„Schwarz und weich und wellig, Erik.“

„Und was hat sie denn für Augen?“

„Schwarz und tief und traurig, Erik.“

„Und ihr Mund?“

„Rot und süß.“



Ausblick von Station Eismeer auf den obern Grindelwaldgletscherfirn (Phot. A. Krenn, Zürich).

„Und ihre Wangen?“

„Fein und rund.“

„Und ihre Hände?“

„Weiß und schlank.“

„Und ihre Stimme, Hanna, daß ich sie auch im Dunkeln kenne?“

„Wie Vogelsang und Wellenrauschen und Glockenton im Frühlingswind.“

„Wie schön muß meine Mutter sein!“ sagte Erik leise.

„Wenn sie doch käme, ich würde ihre Hände halten; dann ließe sie mich nie mehr!“

Und er stand am Gartentor und wartete.

Einmal hörte er, wie die Frau Amtmann zu ihrem rosigen, runden kleinen Mädchen sagte, als es mit herabgezogenem Mündchen bei ihrem Fortgehen weinte:

„Wenn du dann brav bist, Marieli, so komm ich bald wieder; immer, wenn Kinder lieb sind, so bleiben Mütter nicht lange weg!“

Der kleine Erik am Gartentor hat ganz aufmerksam zugehört, sein holdes Gesichtchen bekam einen überaus klugen Ausdruck; er murmelte immer wieder verräunt vor sich hin: „Dann bleiben Mütter nicht lange weg, wenn Kinder lieb sind!“ Er war wohl noch nicht brav genug gewesen; daran lag's.

Seit jenem Tage bemühte er sich unendlich, ein sehr braver kleiner Junge zu sein. Holde, kindliche Ausgelassenheit hatte er nie gekannt und eigentliche Kinderunarten auch nicht, es sei denn die, daß es ihm schwer war, sein Tellerchen leer zu essen. So machten denn die Anstrengungen zum Bravsein den kleinen Erik nur noch stiller und nachdenklicher; aber sein Tellerchen aß er von nun an leer und schaute Hanna im strahlenden Siegergefühl seiner kindlichen Selbstüberwindung an: „Bin ich nun brav?“ Und Hanna drückte ihn voll warmer Inbrunst ans Herz und sagte: „Du lieber, lieber Bub!“

In den wenigen Worten voll verhaltener Zärtlichkeit lag eine ganze Welt voll Erbarmen mit dem kleinen wartenden Knaben, in dessen weiten Augen so große Sehnsucht wohnte.

Der alten Hanna aber wär's im Grunde lieber gewesen, Erik wäre nicht so brav. Ihr ward bange, und sie dachte an allerhand alte Geschichten von allzu guten Kindern, die der liebe Herrgott zum seligsten Schmuck seines goldenen Himmelsjaales wünscht.

Da bemerkte nach einiger Zeit die Frau Amtmann zu Hanna: „Heute kommt



Im Jungfrauabhtunnel. Die elektrische Gesteinbohrmaschine in Tätigkeit (Phot. A. Krenn, Zürich).

sie; ich konnte die Not des Buben nicht länger ertragen. Aber wir wollen ihm nichts sagen; es könnt' ihm schaden."

Hanna hat Mühe gehabt, ihre Unruhe vor Erik zu verbergen; aber der Knabe hatte ein feinschneidig Gefühl: „Was hast du, Hanna, deine Augen glänzen?"

„Es muß die heiße Luft sein, Lieber, oder die Freude an dir!"

Gegen Abend trat eine schöne, hohe Frau mit tiefblassem Gesicht und scheuen, schwarzen, feuchtschimmernden Augen ins Zimmer.

„Die Königin!" hauchte Erik und schaute bang empor und wagte nicht sich zu rühren.

Verwirrt blieb sie an der Türe stehen, verwirrt wie unter einem fremden Bann machte sie einige Schritte vorwärts, streckte zögernd ihre Hand der alten Hanna entgegen — die Hand war so kalt.

Der rote Mund murmelte etwas Unverständliches, abgebrochen, unter harter Anstrengung. Es klang ungefähr wie:

„Es ist lange her . . . Ich konnte nicht eher kommen; auch fürchtete ich mich, auch war ich bang. Mutterliebe ist wie eine schlimme, schlimme Krankheit, man . . . kann gar nimmer davon genesen . . . oder nur schlecht . . ."

Mit gesenkten Augen stand sie da. Die sonst so anmutige Bewegung der Glieder schien wie versteinert; schlaff, lahm hingen die Arme zur Seite. Der Eindruck auf die arme alte Hanna war derart, daß sie desgleichen nun verwirrt die Blicke niederzuschlug und eine feine Röte in ihre welken Wangen flog.

Der kleine Knabe aber greift in die Falten des Vorhangs und duckt sich schüchtern hinein und schaut mit bangen, erschrockenen Augen, in denen mehr Staunen und Fragen liegt, als sie zu fassen vermögen, auf das schlanke Weib in der Mitte des Gemachs. Ist das die Frau, von der Hanna ihm erzählt, die Frau, die ihn mit so linder Liebe umfassen und ihm mit süßer, klarer Stimme holde Worte gesagt? Schön war sie wie die Wunderwesen im Märchenbuch; aber die beugten sich doch nieder zu den darbenenden, verirrteten, siechen oder von einem schlimmen Geschick verfolgten Kindern und zogen die müden Kleinen stumm lächelnd empor zu den roten Lippen und bargen sie sacht und leise an schirmender Brust.

Die standen doch nicht so starr und schauten so leidenschaftig. Aus des kleinen Knaben Augen weicht auch nicht jenes seltsam Unfaßliche, als Frau Beate jetzt auf ihn zukommt und ihm mit den kalten, bebenden Fingern über seine blutleeren Wanglein fährt und mit dieser Bewegung ein Schauern über die schwächliche Kindergestalt gießt.

So stehen sie eine kurze Weile einander gegenüber und staunen sich bang in die Augen und lesen dann urplötzlich all die wilde, brennende Liebe, die hinter dieser starren, unnatürlichen Befommenheit liegt.

Und die bleiche Frau reißt ihn an sich, so verzehrend durstig, und jetzt wühlt sie ihr Haupt mit dem nächtigen, glänzenden Haar förmlich in ihn hinein und überflutet ihn mit einer Zärtlichkeit, so heiß und hold zugleich, daß dem Kleinen in süßen Schrecken die Sinne schier vergehen. So weiß nur Mutterarm zu umfassen, so weiß nur Muttermund zu küssen! Da empfand der kleine Erik in der Gegenwart all die bebende, atemraubende Seligkeit, und seine großen dunkeln Augen strahlten Hanna in sieghaftem Entzücken an.

„O du," raunte die Mutter, „o du, du! Süßester, Einziger, Liebster du! Es ist ja kaum zu leben das Leben ohne dich! Und keiner ist, der die dunkle Flut der Not und Verzweiflung ahnt, die bis zum Rande der Seele steigt, keiner, zu dem ich ein Wort, ein armes, kleines Wort von dir und deinem Dasein sagen darf! Und all die langen Tage und all die langen Nächte, wo ich an mein Kind, an meinen Jungen denke: Nun ist er so groß schon und nun so, und nun kann er dies schon sprechen, und jetzt kann er das schon verstehen! Und wenn ich ihn bei mir hätte, dann könnt' ich mit ihm spielen und mit ihm jauchzen, und wir würden selig sein vom steigenden Morgen bis in die sinkende Nacht . . . O, über die feige, unselige Unehrlichkeit und über die marternde, wahnsinnige Sehnsucht, die man nicht stillen darf, die man nicht stillen will, weil man zu bang, zu geknechtet, zu armselig ist! O, wenn du wüßtest, wie Sehnsucht tut!"

Wenn nun auch der kleine Erik nicht alles verstand, was da an wehen, wilden Reden über ihn ergossen ward, und nur immer leuchtenden Blickes die Mutter ansah, so nickte er doch

bei den letzten Worten ernsthaft vor sich hin und sah Beate mit einem so seltsam tief verstehenden Ausdruck an, daß die ihn nur umso unerfättlicher mit ihren Küffen überflutete.

Und obwohl Erik kein Wort sagte, so schien doch sein ganzes liebliches Wesen zu bitten: „Dann bleib doch, o so bleib doch! Wir sind doch Mutter und Kind, du und ich!" Er seufzte zuweilen tief auf, als wollte er die Worte formen; aber dann schwieg er doch und strich der Mutter mit den weichen, zarten Fingerlein über die glühenden Wangen. Und plötzlich, wohl um ihr zu zeigen, daß auch er in seiner Sehnsucht nicht mehr ohne ihre Nähe leben könnte, drängte er seinen kleinen zarten Körper leidenschaftlich an sie, schlang die Arme um ihren Hals und zeigte eine Erregtheit in jeder Bewegung, die Hanna nie an ihm geschaut und die für ein Kind seines Alters etwas Unbegreifliches und Beängstigendes hatte. Jeder Muskel des zitternden Knabenkörpers strebte der Mutter entgegen, seine kleine glühende, lechzende Seele wollte sich festsaugen in der ihren, um sie nimmer wieder zu lassen. Sein ganzes Wesen war darbenende, endlich erquickte Liebe, die aufschrie: „Ich bin dein, dein! Verlaß mich nicht!"

Da kam der schönen, bleichen Frau das Besinnen. Sie, die jeden seiner Küsse erwidert, die mit ihren Armen ihr Kind bebend, gierig umfaßt hielt, löste jetzt die klammernden Händchen sachte von ihren Schultern, ächzte leise auf und drängte das holde, heiße Kinderköpfchen mit den flehenden Augen ein wenig zurück: „Sprich nicht so zu mir, Erik, sieh mich nicht so an mit deinen lichten Unschuldsgaugen! Sieh, ich . . . kann's nicht ertragen!"

Als Erik die gequälten Worte hörte, neigte er das glühende Gesichtchen und schwieg. Er wollte seine Mutter nicht peinigen. Wenn's denn bei ihnen nicht sein konnte, was bei andern so überaus einfach und selbstverständlich erschien, so mußte man das tragen. Aber in Eriks Augen blinkte es feucht.

An dem Abend hat Hanna ihrem Buben noch mehr Liebes gesagt zur guten Nacht, und Erik hat sie tapfer angeschaut; aber der kleine heldenhafte Junge hat doch merkwürdig schnell den Kopf mit dem seidigen, braunen Lockengewirr gegen die Wand gefehrt — — —

Andern Tags erschien Beate wieder bei ihm, und ein hoher, schöner Mann kam mit ihr. Sie sagte leise: „Da ist unser Knabe . . . Der Knabe!" forrigierte sie sich dann schnell in schauer, heiß erlösender Verlegenheit, so, als bürge das Wort „unser" eine Verlegung, eine Kränkung in sich.

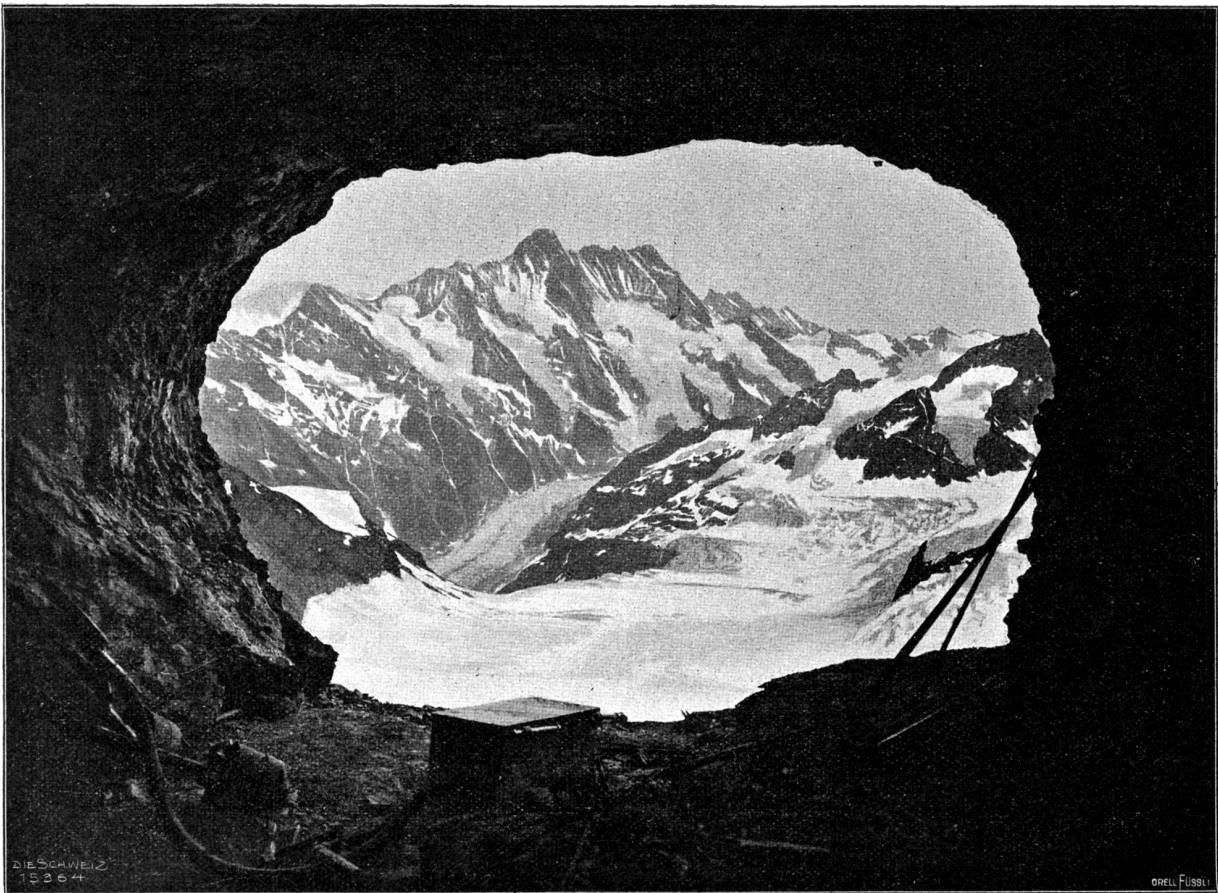
Der hohe Mann, der dem kleinen Erik in seiner gebietenden Manneschöne sehr liebenswert erschien — er betrachtete ihn mit gespanntten, bittenden Augen — wußte augenscheinlich nicht recht, was auf Beatens Worte entgegenen. Er hatte den glänzenden Cylinder abgenommen und strich sich mit einer merklich verlegenen Gebärde nervös über das weiche, schon leicht gelichtete Haar. Mühsam verbarg er seinen Mißmut über das Unerquickliche der augenblicklichen Situation hinter einer gleichgültigen höflichen Miene. Zaudernden Schrittes kam er näher. Man merkte seinem ganzen Wesen an, daß er das alles sich außerordentlich gern erspart hätte.

Aber voll Ritterlichkeit streckt ihm der kleine Erik sein Händchen entgegen.

„Unser Knabe!" hatte die Mutter vorgestellt, und Erik hat mit seinem feinen Empfinden sofort herausgeföhlt, daß die Mutter eine unbestimmte Furcht hatte, irgendetwas an ihm könnte dem hohen Mann dort mißfallen, so nickte er denn der Mama beruhigend zu. Ihm war nicht bange, er wollte schon sorgen, daß der Herr nichts Unartiges an ihm fände! Der Vater sollte ihn lieb gewinnen!

Die alte Hanna aber denkt, indem sie auf den stattlichen Mann blickt: „Ja, die Augen erklären vieles, die flößen Furcht und Schrecken und bedingungslos demütige Hingabe ein!" Ein treuer, verstehender Blick aus den alten, guten Augen streift Beate.

Erik lacht und plaudert und erzählt von den Küchen im Stall und von dem jungen Fohlen und dem alten Knecht und dem kleinen Hause, das man nebenan baut, und er holt seinen Baukasten und will dem Vater zeigen, wie's die Mauerleute machen. Und wenn er das Häuschen fertig hat, so will er eine hohe, hohe Kirche bauen, und später, wenn er groß ist, so errichtet er eine, die mit ihren Türmen den Himmel berührt. Also plaudert der sonst so wortflehene Knabe in lieblicher Lebhaftigkeit, und zuweilen streift sein schönes Auge mit plötzlichem Ernst die holde, zarte Frau an der Seite des Mannes: „Mach'



Ausblick von Station Eismeer auf die Schreckhörner etc. (Phot. Gebr. Wehrli, Rütliberg).

ich's recht so? Bin ich brav? Bin ich eine Freude und keine Last?"

Die schöne Frau nickt ihm mit den strahlenden Blicken zu, und plötzlich hat sie den Mann an ihrer Seite und die ganze übrige Welt vergessen und jauchzt auf in seligster, glückhafter Mutterluft und zieht den Jungen an sich, so heftig, daß die Bausteine sich in lustiger Hast überpurzeln: „Ja, ja, Erik, du bist brav! Ja, ja, du bist lieb! Nichts Süßeres auf dieser Welt, nichts Schöneres und Liebwerteres als du!“ Und

um für das Uebermaß ihrer Mutterfreude den selbstverständlichen Widerhall zu finden, vielleicht aber auch aufgeschreckt durch ein seltsam unerklärliches, fast feindseliges Aufblitzen in den Augen des Mannes, durch eine rasche, ungezügelte Bewegung seiner Hand, wendet sie sich jetzt zu ihm: „Findest du nicht auch, Egmont?"

Ihre Stimme wird hörbar schwächer, langsamer am Ende der Frage. Das Strahlen ihrer Augen birgt sich furchtbar unter den langen Wimpern.

(Fortsetzung folgt).

Von der Jungfraubahn.

Mit vier Abbildungen.

Mit der am 25. Juli d. J. dem Verkehr übergebenen Station „Eismeer“ der Jungfraubahn ist wieder eine neue Etappe auf dem Wege zur allmählichen Vollendung des Unternehmens erreicht worden. Während die bisherigen Stationen nur Ausblicke nach der Nordseite gestatteten, ist nun das gewaltige Massiv des Eiger durchbohrt, und eine neue, für viele unbekannte Welt offenbart sich dem erstaunten Auge des Besuchers. Dort noch der vermittelnde Uebergang vom Bergland ins Mittelgebirge, noch allerorts die Zeichen menschlichen Lebens, und hier die kalte, starre Herrschaft der Schnee- und Eisregion, in der alles Leben erstorben ist. Wir befinden uns bei einer Höhe von 3161 Meter auf der höchsten Bahnstation Europas und eigentümlicherweise auch fast genau auf halber Länge und Höhe zwischen dem Ausgangs- und dem projektierten Endpunkt der Bahn. Vor der Gallerie, die vom Tunnel ähnlich wie bei der vorhergehenden Station Eigerwand, ins Freie führt, stürzt der breite, zerklüftete Grindelwaldfiescherfirn in die Tiefe, wo er sich mit

dem Grindelwaldgletscher vereinigt, und rings um das große Gletscherfeld türmen sich gewaltige Felswände auf. Zur Linken erheben sich gleich einer mit Zinnen gekrönten Mauer die Schreck-, Lauteraar- und Strahlegg Hörner, zur Rechten die steile Fiescherwand mit den Grindelwaldfiescherhörnern, dem großen und kleinen Fiescherhorn, und dahinter ragt noch die höchste Spitze dieses Alpengebietes, das Finsteraarhorn, empor.

Die Station Eismeer wird dieses Jahr nur zur provisorischen Benutzung hergerichtet, und erst im Laufe des Winters werden die Stations-, Restaurations- und sonstigen Unterkunfts-räume aus dem Felsen ausgesprengt und eingerichtet. Wenn dann im folgenden Jahre die Fortsetzung des Tunnelbaues gegen das Jungfraujoch erfolgt, wird die Operationsbasis, die sich bisher bei der Station Eigergletscher befand, hierher verlegt. Jedenfalls wird die Bahn, die schon vorher bei der Rejewelt große Beachtung fand, durch die Eröffnung der neuen Station eine vermehrte Anziehungskraft ausüben.

A. R., Zürich.